

## Der ‚Engel von Addis Abeba‘

### *Die australische Ärztin Catherine Hamlin erhält den Alternativen Nobelpreis*

Es ist eine totgeschwiegene Tragödie für mehr als 30 Millionen Frauen in der so genannten ‚Dritten Welt‘: Die schrecklichen Unterleibsverletzungen, die werdende Mütter davontragen, weil es für sie während der Geburt keine professionelle Unterstützung gibt. Allein in Äthiopien schätzt die Weltgesundheitsorganisation WHO die Zahl der betroffenen Mütter auf rund 300.000; jedes Jahr kommen bis zu 9000 Fälle dazu. Die Betroffenen sind nicht nur durch unvorstellbare Schmerzen und durch den Tod ihres Kindes traumatisiert, sondern auch durch die Folgen der Geburtsverletzung. Was medizinisch als ‚Fistel‘ bezeichnet wird, bedeutet in den meisten Fällen Inkontinenz. Deshalb werden die Frauen aus ihrer Dorfgemeinschaft verstoßen.

Ortstermin in dem kleinen Dorf Dabola, sechs Stunden Fußmarsch entfernt von der nächsten Straße, mitten in der rauen Landschaft Äthiopiens. Abgesondert von der kleinen Hüttensiedlung steht der wackelige Verschlag aus Ästen und Stroh. Die junge Ayehu kauert am Boden vor ihrer primitiven Unterkunft. Sie traut sich kaum zu sprechen. Es geht ein stechender Geruch von Fäkalien von ihr aus, der jedem fast den Atem nimmt. Sie ist eine Verstoßene, seitdem sie bei der Geburt ihres ersten Kindes schwere Unterleibsverletzungen davon trug. Eine ‚Geburtsfistel‘ führte dazu, dass sie Urin und Stuhl nicht mehr halten kann.

Hier gibt es keine Ärzte oder Sanitätsstationen, geschweige denn ein Krankenhaus. Und bei einer Geburt helfen nur die Nachbarinnen aus. Sie erzählt mit Tränen in den Augen und einem fast versteinerten Gesicht: „Die Wehen dauerten eine ganze Woche. Dann schließlich starb das Baby in meinem Bauch. Nachdem ein Sanitäter es irgendwie aus meinem Körper geholt hatte, konnte ich den Urin nicht mehr halten.“ Die Konsequenz war der völlige soziale Absturz, das Ende des Familienlebens, der Ausschluß aus der Gemeinschaft. In den isoliert gelegenen Dörfern Äthiopiens kommt das fast einem Todesurteil gleich. Ayehu erinnert sich: „Ich lebte damals mit meinem Mann und meinem ersten Kind. Er warf mich raus, weil ich seitdem so übel roch, und heiratete eine andere. Also nahm ich meine Tochter und baute mir diesen Verschlag, der nur aus Stöcken und Stroh besteht und mich allenfalls davor bewahrt, von den Hyänen gefressen zu werden.“

Ayehu ist eine von vielleicht 100.000 Frauen Äthiopiens, die verstoßen und einsam, krank und depressiv außerhalb aller sozialen Verbindungen vor sich hin vegetieren. Die mangelnde Versorgung während der Geburt führt zu körperlichen Folgen, die das Leben der Frauen zerstört. Eine totgeschwiegene, weil für viele unappetitliche Angelegenheit, über die keiner spricht, sagt die 85jährige australische Ärztin Catherine Hamlin, die sich seit 50 Jahren um die Ausgestoßenen kümmert: „Eine Geburtsfistel ist eine verletzungsbedingte Öffnung zwischen der Blase und dem Geburtskanal oder zwischen dem Enddarm und dem Geburtskanal. Bei rund fünf Prozent aller Geburten gibt es Probleme während der Wehen, die zu diesen furchtbaren Verletzungen führen. Die Geburtsfistel entsteht dadurch, dass der Kopf des Babys so lange auf den Beckenknochen der Mutter drückt, dass das Gewebe der

Blase, des Harnkanals oder des Darms reißt. Dann entsteht eine Öffnung, die dazu führt, dass die meist sehr jungen Frauen inkontinent werden. Und weil sie dann schlecht riechen, werden sie aus der Gemeinschaft verstoßen.“

In Äthiopien gibt es für rund 50 Millionen Frauen gerade einmal 150 Frauenärzte – deshalb kommen Jahr für Jahr fast 8.000 neue Fälle von Geburtsfisteln hinzu. In der westlichen Welt sind solche Verletzungen seit rund 100 Jahren vergessen, weil es viele Krankenhäuser, Hebammen und Ärzte gibt, die helfen oder in Notsituationen den Kaiserschnitt anwenden. In der Dritten Welt aber sterben Hunderttausende von Kindern während der Geburt, weil niemand einen Kaiserschnitt machen kann. Zahllose Mütter verlieren ihr Leben qualvoll in den Tagen danach, wenn der tote Fötus ihren Körper vergiftet. Und jene Frauen, die überleben, wünschen sich wegen der Traumatisierung, der psychologischen und sozialen Folgen nicht selten den Tod und nehmen sich das Leben.

Als Catherine Hamlin 1959 als junge Ärztin mit ihrem Mann nach Äthiopien kam, um ein paar Jahre dort zu arbeiten, ahnte sie nicht, welche Aufgabe sie dort für das nächste halbe Jahrhundert erwarten würde. „Als die erste Patientin zu uns kam, waren wir einfach tief betroffen vom Ausmaß ihrer Verzweiflung und dem Gefühl, nichts mehr wert zu sein. Und als wir damit begannen, sie zu operieren und zu heilen, kamen immer mehr. Völlig überwältigt von dem riesigen Bedarf entschieden wir uns Jahr für Jahr neu zu bleiben.“ Heute nennt man Catherine Hamlin die ‘Mutter Theresa des 21. Jahrhunderts’ oder den ‘Engel von Addis Abeba’. Denn sie, ihr Mann und ihre Kollegen haben in den letzten fünf Jahrzehnten nicht nur 35.000 Frauen kostenlos operiert, sondern auch sechs Krankenhäuser aufgebaut, Hebammenschulen gegründet, Auffangstationen und Gasthäuser für die Verstoßenen errichtet.

Tag für Tag wird im legendären ‚Fistula-Hospital‘ in Addis Abeba von morgens bis abends an vier Operationstischen gearbeitet, um den Verzweifelten ihr normales Leben zurückzugeben. Auch Ayehu, die junge Frau aus dem Dorf Dabola hat sich auf den Weg gemacht, nachdem andere Betroffene ihr von Catherine Hamlin und dem ‚Fistula-Hospital‘ erzählt haben. Barfuß und allein hat sie die weit entfernte Straße erreicht, ist verschämt in den Bus gestiegen, hat die Blicke der pikierten Mitreisenden ertragen und ist schließlich abgerissen und hungrig im Krankenhaus angekommen. Dort erlebt sie zum ersten Mal seit der Totgeburt Zuwendung und Mitgefühl. Sie wird befragt, einfühlsam untersucht und wartet eine knappe Woche auf die Operation. Nun wird sie in den OP gerollt. „Es wird sich etwas kalt anfühlen“, sagt die helfende Krankenschwester kurz vor der betäubenden Rückenmarks-Punktion. „Jetzt kommt die Spritze. Du bist sehr tapfer.“ Dann folgt die kurze Operation durch eine der zahlreichen Ärzte und Ärztinnen, die Catherine Hamlin ausgebildet hat. Sie beschreibt der lokal betäubten Patientin jeden einzelnen Schritt: „Das Loch zwischen Harnröhre, Enddarm und Geburtskanal ist gar nicht so groß. Ich werde die Fistel jetzt schließen und vernähen.“ Wenige Minuten später kommt die befreiende Nachricht: „Jetzt ist es schon geschafft. Das Loch zwischen Blase und Geburtskanal ist wieder komplett geschlossen.“

Für Ayehu beginnt in diesem Moment das Leben neu. Dr. Catherine Hamlin, die diese Szene nach zehntausenden von Operationen in- und auswendig kennt: „Es ist überwältigend, diese enorme Veränderung bei den jungen Frauen zu erleben, die tief

verzweifelt hier eintreffen, weil ihre bloße Existenz als öffentliche Belästigung empfunden wird, und die dann ihr Leben zurückbekommen und feststellen, dass sie wieder sind wie andere Frauen. Das ist das Faszinierende an dieser Arbeit. Man schenkt damit jungen Frauen buchstäblich ein neues Leben. Sie haben ihr Leben noch vor sich. Dieser Wechsel von blanker Verzweiflung zur puren Freude ist etwas, was immer wieder tief berührt. Ihre Dankbarkeit ist schlicht unglaublich.“

Es ist diese Erfahrung, die Catherine Hamlin dazu bewogen hat, ein halbes Jahrhundert in Addis Abeba zu bleiben und alles zu tun, um den jungen Frauen zu helfen. Immer wieder betont sie, dass sie nirgends sonst mehr sein will.

Doch nun wird die 85jährige doch für ein paar Tage ihre Mädchen im Fistula-Hospital von Addis Abeba alleine lassen: Am 4. Dezember wird ihr in Stockholm der ‚Alternative Nobelpreis‘ übergeben, der seit 30 Jahren vorbildliche Projekte der internationalen Zivilgesellschaft auszeichnet. Die alte – und im Herzen sehr junge – Dame nutzt diese große Auszeichnung, um die westliche Welt an die vergessene, totgeschwiegene Tragödie für Millionen von Frauen zu erinnern.

Sie appelliert an das Mitgefühl, sie bittet um Hilfe – und sie ist ungebrochen optimistisch, dass bald schon die Geißel der Geburtsfistel in der Dritten Welt genauso überwunden sein wird wie in unseren Breiten. „Man macht heute die tollsten Operationen bei allen möglichen Erkrankungen, aber die Frauen in der Dritten Welt werden bislang übersehen. Sie brauchen Hilfe, sie brauchen Ärzte, Krankenschwestern, Hebammen, die während der Geburt bei ihnen sind. Wir müssen diese Verletzungen verhindern. Es ist möglich!“ Die mittlerweile internationale Initiative der Fistel-Krankenhäuser braucht viel Geld; alleine in Äthiopien verschlingen die kostenlosen 5.000 Operationen in den Kliniken, die Pflegestationen und Hebammenschulen vier Millionen Dollar im Jahr. Catherine Hamlins großes Vertrauen in die Zukunft aber ist ungebrochen. „Wir können es schaffen!“ betont sie immer wieder. „Die Welt hört endlich hin. Wenn die Menschen von dieser Not hören, wollen sie großzügig sein und geben.“

Die Preisverleihung an Catherine Hamlin setzt die noch junge Tradition fort, mit dem Right Livelihood Award auch sexualisierte Gewalt als Zukunftsproblem auf die Agenda zu setzen. Monika Hauser, Kölner Ärztin und Trägerin des Alternativen Nobelpreises 2008, reagierte erfreut auf die Ehrung von Hamlin: „Stifter Jakob von Uexküll und seine Auswahlkommission setzen damit ein politisches Signal, sexualisierte Gewalt endlich und unmissverständlich als grundlegende Gewaltthematik mit weitreichenden Folgen für die Gesellschaft anzuerkennen. Fistulae sind ja nicht einfach ein Problem der ‚armen‘ Frauen, sondern sind begründet in Zwangsheirat, der Verheiratung von zehn- bis zwölfjährigen Mädchen, im ‚Aufreißen von zugenähten Mädchen‘ und weiteren Gewalttätigkeiten.“

Die Gründerin der Hilfsorganisation medica mondiale, die sich insbesondere gegen die Vergewaltigung von Frauen in Krisenregionen der Welt engagiert, dankte der Right Livelihood Award Stiftung dafür, mit der diesjährigen Preisverleihung an den ‚Engel von Addis Abeba‘ fortgesetzte Aufmerksamkeit für dieses Thema im Schatten der großen Konfliktlinien zu schaffen.

## *Dem Regenwald eine Stimme geben*

### **Der kongolesische Aktivist René Ngongo erhält den Alternativen Nobelpreis**

Von der Auszeichnung des kongolesischen Umweltschützers René Ngongo zu hören, der am 4. Dezember in Stockholm den Alternativen Nobelpreis verliehen bekommt, war eine fast erlösende Nachricht. Sind es doch fast nur finstere Neuigkeiten, die uns aus der ‚Demokratischen Republik Kongo‘ erreichen. Da ist von Mord, Vergewaltigung und Verschleppungen die Rede, von unüberschaubaren ethnischen Konflikten und jahrelangen Bürgerkriegen. Dem Beobachter erscheint es nicht selten so, als sei in dem zentralafrikanischen Land das eingetreten, was für zahlreiche Nationen der ‚Dritten Welt‘ prognostiziert ist: Der Zerfall jeglicher staatlicher Autorität und Kontrolle und das offene Chaos voller Leid und Tod.

Doch auch unter solchen Bedingungen hat sich im Kongo eine Zivilgesellschaft etablieren können, die erfolgreich gegen die Zerstörung der Regenwälder kämpft. Da ist Engagement für eine andere Zukunft alles andere als eine Freizeitbeschäftigung, sondern oftmals eine Entscheidung auf Leben und Tod: „Er bekommt den Preis für seinen Mut, sich jenen Kräften entgegenzustellen, die die Regenwälder des Kongo zerstören, und für seine Bemühungen, politische Unterstützung für deren Bewahrung und nachhaltige Nutzung zu schaffen“, begründet Stifter Jakob v. Uexküll die Entscheidung: „Er informiert die Politiker, er hilft ihnen, er hilft den Bauern, er organisiert Programme, um Bäume zu pflanzen, er informiert die ausländischen Hilfsorganisationen.“

„Wir müssen die Wälder des Kongo schützen, um den Lebensunterhalt zukünftiger Generationen zu sichern“, sagt Ngongo, der als erster Kongoleser mit dem Preis ausgezeichnet wird. „Wir wissen auch, dass wir die Wälder retten müssen, um das Klima zu retten. Die reiche Artenvielfalt des Regenwalds könnte uns und unseren Kindern helfen, sich an die rasanten Klimaveränderungen anzupassen, die leider unumkehrbar sind. Wir werden die Wälder aber nur erhalten können, wenn wir lokal, national und international zusammenarbeiten. Hoffentlich wird dieser Preis helfen, mehr Aufmerksamkeit auf das Problem zu lenken.“ Der 48jährige René Ngongo ist Biologe, Pädagoge, Umweltexperte und Menschenrechtler und arbeitet seit 2008 vor Ort für Greenpeace. Ngongo informiert und berät regelmäßig Gemeinden im Kongo über ihre Rechte beim Waldschutz und bei der Bewahrung ihrer Umwelt. Heute lebt er mit seiner Frau und vier Kindern in der Landeshauptstadt Kinshasa. Schon 1996 gründete er die Umweltorganisation OCEAN, die sich für den Schutz der natürlichen Ressourcen - und besonders der riesigen Wälder - in der Demokratischen Republik Kongo einsetzt. Das war in Zeiten des Bürgerkrieges, deren paramilitärische Milizen sich primär über den Verkauf von Tropenholz finanzierten, eine lebensgefährliche Initiative.

„Der wahre Grund für die vielen Kriege und Konflikte ist die Ausbeutung der Ressourcen im Kongo“, erklärt der preisgekrönte Umweltschützer: „In einer Gegend an der Grenze zu Ruanda und Uganda sind die Wälder wirklich komplett abgeholzt

worden. Nicht selektiv, sondern ganz und gar. Die Oberfläche war danach so platt wie ein Fußballfeld.“ Es ist eine Zerstörung, die hinter der publizistisch gut überwachten Situation im südamerikanischen Amazonien fast völlig verschwindet. Der zweitgrößte Regenwald der Erde im Kongo und den angrenzenden Ländern ist massiv in seiner Existenz bedroht. Internationale Holzkonzerne nutzen das nach dem langen Bürgerkrieg entstandene Machtvakuum, um den natürlichen Holzreichtum zu plündern. Auf dem Gebiet der Demokratischen Republik Kongo befinden sich gut sechzig Millionen Hektar unberührter Urwälder, was der siebenfachen Fläche Österreichs entspricht. Acht Prozent des weltweit in Wäldern vorhandenen Kohlenstoffs werden im Kongo gespeichert, der deshalb für die Stabilisierung des Klimas von großer Bedeutung ist. Auf dem Papier gibt es seit dem Jahr 2002 ein Moratorium auf die Vergabe neuer Einschlagsgenehmigungen. Tatsächlich haben sich aber zwischen 2002 und heute die Konzessionsgebiete im Kongo auf über 21 Millionen Hektar mehr als verdoppelt.

„So ein Unternehmen kommt ins Dorf, zeigt ein Papier vom Ministerium in der Hauptstadt Kinshasa und sagt: ‚Guten Tag, wir haben das Recht, hier zu arbeiten‘. Es gibt keine vorherige Konsultation, nichts“, berichtet Ngongo: „Sie erzählen uns, all das sei zu unserem Besten. Es würden Straßen gebaut, es würden Schulen gebaut, es würden Krankenstationen gebaut. Die Firmen arbeiten mit dem Überraschungseffekt. Eine Woche später sind schon die großen Maschinen im Wald.“

Bislang gilt nur für sieben Prozent der noch vorhandenen Urwälder im Kongo ein Schutzstatus. Der Rest steht den internationalen Firmen zur Plünderung frei. Es besteht die Gefahr, dass das Land innerhalb der nächsten Jahre mehr als vierzig Prozent seiner Wälder verlieren wird. Zusätzlich bahnt sich durch den Raubbau am Regenwald eine ökologische und soziale Katastrophe an: „Die industrielle Forstwirtschaft im Kongo ist durch exzessiven und unkontrollierten Kahlschlag gekennzeichnet. Die Entwicklung geht auf Kosten der lokalen Bevölkerung, die nur verliert, während die Holzkonzerne die Gewinne einstreichen“, beschreibt René Ngongo die Situation in seiner Heimat.

Dabei ist dem Umweltschützer sehr wohl bewusst, dass seinen Landleuten oftmals kaum etwas anderes übrig bleibt, als sich als Holzfäller zu verdingen. „Die Menschen, die früher im Kongo in den Städten gearbeitet und gelebt haben, kommen jetzt in die Wälder, 50 Kilometer von ihren Wohnorten entfernt, weil es sonst überhaupt nichts mehr gibt, wovon man sich ernähren könnte“, beschreibt er die Lage. Gemeinsam mit Greenpeace International arbeitet er deshalb unter anderem daran, den Menschen vor Ort mit Solarkochern Alternativen zum Feuern mit Holz anzubieten, damit der Einschlag für den persönlichen Bedarf zurückgeht: „Die Mehrheit der Menschen sind für ihren ganzen Lebensunterhalt von den Wäldern abhängig. Deshalb können wir oft auch gar nicht von ihnen fordern, von jetzt auf gleich den Kahlschlag zu beenden.“ Der Kongo wird damit zu einem klassischen Beispiel für die Bedeutung einer finanziellen Hilfe aus den reichen Ländern des Nordens, deren soziale und ökonomische Unterstützung erst die Optionen für einen erfolgreichen Naturschutz eröffnet.

Von der internationalen Staatengemeinschaft fordern René Ngongo und Greenpeace gerade vor dem Klimagipfel von Kopenhagen ein verstärktes Engagement zur Rettung des Kongo-Regenwaldes sowie größere Anstrengungen beim Aufbau entsprechender Strukturen zu seinem Schutz. "Nur ein verstärktes Engagement der europäischen Länder zum Schutz des Kongos kann die Katastrophe noch abwenden", appelliert der Alternative Nobelpreisträger. Die Urwälder sind unverzichtbar für den Klimaschutz: Zwanzig Prozent der globalen Treibhausgas-Emissionen gehen auf die Zerstörung des Kohlenstoffspeichers Urwald zurück - das ist mehr, als der weltweite Transportsektor verursacht.

Die europäischen Regierungen fordert Ngongo dazu auf, den internationalen Holzfirmen, deren Zentralen oft in der Ersten Welt liegen, das Handwerk des illegalen Einschlags zu legen. Von 156 genehmigten Konzessionen wurden 107 in offensichtlicher Verletzung des Moratoriums vergeben. Davon profitieren auch Firmen wie ‚Siforco‘, ein Tochterunternehmen des deutschen Holzkonzerns Danzer. „Nur auf nationaler Ebene können wir nicht vorwärts kommen“, drängt der Umweltschützer: „Es ist sehr wichtig, auch international aufzuklären - besonders in den Ländern, aus denen die Holzfirmen kommen. Und natürlich müssen weltweit die Konsumenten informiert werden.“ Ngongo und Greenpeace fordern die internationale Gemeinschaft auf, in Kopenhagen einem Waldschutzabkommen zuzustimmen: Bis 2015 muss die Abholzung tropischer Wälder gestoppt sein. Lokale Entwicklungen, die Alternativen zum industriellen Holzfällen aufzeigen, gilt es zu fördern.

Wenige Tage vor der Kopenhagener Klimakonferenz vom 7. bis 18. Dezember erinnert René Ngongo die Delegierten aus aller Welt an die zentrale Rolle des afrikanischen Regenwaldes. „Unsere Wälder sind die zweitgrößte Lunge der Welt“, betont der Regenwaldaktivist und führt aus: „Mindestens 15 Prozent der insgesamt 35 Millionen Hektar Wald müssen ganz und gar erhalten bleiben. Die anderen Bereiche sollten in Zonen eingeteilt werden: In solche, die geschützt sein müssen, in solche, die landwirtschaftlich genutzt werden müssen und in solche, die industriell genutzt werden dürfen. Aber jede Nutzung muss nachhaltig sein.“ Dabei hat er die volle Unterstützung von Greenpeace International. „Leute wie René Ngongo sind wirklichen Vorbilder in Sachen Klimaschutz“, sagt der Chef der Umweltschutzorganisation, Gerd Leipold: „Es ist gut zu wissen, dass in Skandinavien dieser Tage wenigstens ein Klimaheld gehört und geehrt wird“.

*Zusammengestellt aus öffentlichen Quellen von Geseko v. Lüpke („Zukunftspioniere“)*

## Vom Kindergärtner zum globalen Kämpfer gegen Atomwaffen

### *Alternativer Nobelpreis für den neuseeländischen Friedensaktivisten Alyn Ware*

Was würden Sie sagen, wenn Sie im Fernsehen plötzlich den Kindergärtner Ihres Kleinen neben dem Generalsekretär der Vereinten Nationen sehen würden? Und hören, wie sie sich gemeinsam gegen Atomwaffen aussprechen?

Manchen Eltern aus Neuseeland dürfte es in diesen Tagen genau so gehen. Am 4. Dezember bekommt der Pädagoge und Friedensaktivist Alyn Ware den ‚Alternativen Nobelpreis‘ zugesprochen. Ein schönes Beispiel dafür, wie die Arbeit an den Graswurzeln der Gesellschaft irgendwann ganz oben Wirkung zeigen kann.

Wenn man den großen, schlaksigen Mann sieht, kann man sich immer noch vorstellen, wie er – auf jedem Arm einen Dreijährigen – den Kindern auf dem Spielplatz kooperative Spiele zeigt, bei denen niemand verliert und alle gewinnen. Zwar betreut der Pädagoge mittlerweile eine ganz andere Klientel, doch die Themen sind eigentlich die gleichen geblieben: „Frieden besteht in der Fähigkeit, unsere Konflikte friedlich so zu lösen, dass jeder bei der Lösung gewinnt“, sagt Alyn Ware und erklärt weiter: „Das heißt, dass man sich weder aufgibt, unterwirft oder einer anderen Person Macht über sich gibt, noch, dass man seine Bedürfnisse über alles stellt und damit jemand anderem seine Bedürfnisse verwehrt. Stattdessen versucht man Lösungen für Probleme zu finden, mit denen beide Parteien glücklich sind.“ Was der Friedenspädagoge in seinen Jahren als Kindergärtner gelernt hat, ist für ihn allzu oft auch in den hohen Sphären der Politik relevant: „Vielleicht streiten sich zwei Kinder um ein Spielzeug. Dann kann man es nicht einfach nur einem überlassen; das wäre unfair. Man muss nach Wegen suchen, damit beide etwas davon haben, vielleicht sogar miteinander. Dann entsteht das, was wir ein Win-Win-Situation nennen.“

Alyn Ware hat vor über 25 Jahren – also mitten in der heißen Zeit des Kalten Krieges – damit begonnen, bei den ganz Kleinen zu lernen, wie eine friedliche Gesellschaft aussehen kann. Dann trug er diese Erfahrung in die Schulen seines Landes, wo die Friedensarbeit einen festen Platz im Lehrplan bekam. Parallel beteiligte sich der Aktivist am Aufbau von ‚Atomwaffenfreien Zonen‘: Was zum Teil selbstironisch damit begann, die eigenen vier Wände für ‚atomwaffenfrei‘ zu erklären, fand soviel Rückhalt, dass die Kampagne bald ganz Neuseeland ergriff. Aus den atomwaffenfreien Häusern wurden atomwaffenfreie Straßen, Dörfer, Städte, Landkreise, Regionen, bis schließlich Premierminister David Lange selbst das ganze Land zu einer Friedenszone erklärte und fortan Atom-U-Booten oder nuklearbetriebenen Flugzeugträgern die Einfahrt in neuseeländische Häfen verweigerte. Ein Modell, das sich bald schon als kraftvolle Bewegung der Zivilgesellschaft in allen ozeanischen Staaten im Pazifik ausbreitete.

Und immer wieder, bei seinen noch so unterschiedlichen Aktivitäten, stellte Alyn Ware zur eigenen Verwunderung fest, dass die Regeln aus Kindergarten und Schule fast eins zu eins auch für die Spielplätze der großen Politik gelten: „Da ist es genau das gleiche. Wenn wir mit einem anderen Land im Streit liegen, können wir nicht

dessen berechnete Bedürfnisse ignorieren“, erklärt er: „Im Kindergarten hätte ich den Kleinen nie erlaubt, Gewalt gegeneinander einzusetzen – das ist illegitim. Im großen Maßstab ist das nicht anders: Wir dürfen Menschenrechtsverletzungen und Gewalt nicht zulassen. Stattdessen muss man schauen, was die Länder – zur Zeit gerade Iran und Amerika – eigentlich für Bedürfnisse haben.“

Heute arbeitet der Friedensaktivist eng mit dem UN-Generalsekretär Ban Ki-Moon zusammen. Er überzeugt Regierungen in aller Welt, sich mit in die Riege der Atomwaffengegner einzureihen; drängt Rüstungsfirmen, aus dem Geschäft mit Massenvernichtungswaffen auszusteigen und zeigt Abgeordneten in aller Welt, wie sie in ihren Parlamenten ‚erwachsene‘ Friedenspolitik einbringen können. Auch hier greift er auf erprobte Werkzeuge zurück: „Wir diskutieren viel miteinander, wir lernen zuhören und die Meinungen anderer zu respektieren. Es geht darum, Dialoge zu führen, statt überzeugen zu wollen. Natürlich muss man auch Wissen vermitteln, aber eigentlich geht es um gleichberechtigte Kommunikation und das Erforschen gemeinsamer Lösungen. Und natürlich um das Erlernen so hilfreicher Werkzeuge wie der Mediation, die immer dem Frieden dient.“

Für alle diese Aktivitäten wird der Neuseeländer nun mit dem ‚Alternativen Nobelpreis‘ geehrt, der wohl begehrtesten Auszeichnung für vorbildliche Projekte und Aktivitäten der globalen Zivilgesellschaft.

Und manchmal kehrt der viel beschäftigte und rund um die Welt reisende Friedensaktivist Alyn Ware auch dahin zurück, wo alles angefangen hat: in die Kindergärten und Schulen. Kurz nach der Preisverleihung in Stockholm wird er am 8. Dezember in der Integrierten Gesamtschule Bonn-Beuel erwartet, um die Gratulation von Jürgen Nimptsch, Oberbürgermeister der Bundesstadt, entgegen zu nehmen und zwei Schulklassen sein Verständnis von Friedenspädagogik zu demonstrieren.

Diese Veranstaltung dürfte einen ersten Eindruck davon geben, was in gut zehn Monaten in Bonn und Umgebung passieren wird: Zum 30. Jubiläum des ‚Alternativen Nobelpreises‘ werden nicht weniger als 100 Preisträger und Preisträgerinnen zu einer Konferenz in der ehemaligen Hauptstadt erwartet, die sich vom 14. bis 19. September 2010 wohl mit Fug und Recht die Metropole alternativer Zukunftsentwürfe nennen darf.

Der Auftritt vor Schülern und Schülerinnen in Bonn und auch Alyn Ware’s Besuch der GLS-Bank in Bochum am 7. Januar wird den Krieg nicht abschaffen. Und doch sind seine Aktivitäten in Deutschland ein weiterer Schritt zur Vernetzung der Gutwilligen, für die sich Alyn Ware seit rund 20 Jahren einsetzt. Er ist sich sicher, dass der Traum von einer Welt ohne Atomwaffen wahr werden kann: „Die Menschen begreifen immer mehr, dass wir in einer eng vernetzten Welt leben, in der es keinen Sinn macht, sich bis an die Zähne zu bewaffnen, weil es einen nur isoliert. Atomwaffen haben sich überholt. Wer an Ihnen festhält, klammert sich an Dinosaurier. Sie haben in der modernen Welt nichts mehr zu suchen.“

*Geseko v. Lüpke („Zukunftspioniere“)*

## Ein Klimaschützer der ersten Stunde

### *Der Ehrenpreis der Right Livelihood Award Stiftung geht an den kanadisch-japanischen Wissenschaftler David Suzuki*

Die dreiundsiebzig Jahre sieht man dem Mann nicht an. Zwar ist das wache Gesicht eingerahmt von einem weißen Bart und einer windzerzausten Haarpracht. Aber das fördert eher den Eindruck, dass man es hier mit einem Weisen zu tun hat, als mit einem Mann im fortgesetzten Rentenalter. Für David Suzuki scheint sein ununterbrochenes Engagement für eine gesunde Zukunft der kommenden Generationen eher ein Jungbrunnen zu sein denn eine Kraft zehrende Belastung. Dabei ist er sich der Rolle eines ‚globalen Ältesten‘ durchaus bewusst: „Jeder ältere Mensch, ganz egal wo auf dieser Welt, stellt sich doch die Frage, wie die Welt in seiner Jugend war und wie sie demgegenüber heute aussieht.“ Und alle kommen nach seiner Erfahrung zu den gleichen Besorgnis erregenden Ergebnissen: „Da reichten die Wälder so weit wie man schauen konnte und die Flüsse waren voller Fische. Die Veränderungen sind dramatisch!“ Der Kanadier japanischer Abstammung war immer schon jemand, der genau hinschaut – als Wissenschaftler, als Journalist und als Aktivist für Umwelt und Klima. Und jemand, der sich deutlich zu Wort meldet.

„Für mich fühlt sich das im Moment so an, als säßen wir alle gemeinsam in einem Auto, das mit hundert Sachen auf eine Mauer zurast. Und alle im Auto streiten sich nur darum, wer welchen Sitzplatz hat oder hauptverantwortlich ist.“ Die drastische Metapher ist eindeutig auf die in wenigen Tagen beginnende Klimakonferenz gemünzt: „In so einem Moment ist es völlig egal, wer gerade steuert. Irgendeiner muss laut und deutlich sagen: „Um Himmels Willen: Tritt auf die Bremse und ändere die Richtung! Manche von uns versuchen das schon lange. Aber man hat uns sozusagen in den Kofferraum gesperrt, wo uns keiner hört.“

Nun aber wird man weltweit auf ihn hören, denn heute erhält der Kanadier mit den asiatischen Wurzeln in Stockholm den weltbekannten Alternativen Nobelpreis. In Kanada ist David Suzuki so etwas wie eine Mischung aus Franz Alt, Karl-Friedrich v. Weizsäcker und Hans-Peter Dürr. Eine Art ökologisches Gewissen Nordamerikas also, eine ethisch-moralische Instanz, der mehr vertraut wird als jedem Politiker. Und wenn er sich zu Wort meldet, dann wird aufgehorcht. Dann wird es brisant. „Wenn wir auf die Wand donnern, haben wir keine Wahl, als die Einzelteile aufzusammeln. Und es ist verdammt viel schwieriger, etwas Zerstörtes wieder zusammenzubauen, als früh genug die Bremse zu benutzen und in eine andere Richtung zu lenken.“

Ihm fehlt es nicht an drastischen Beispielen und klaren Worten. Der 1936 geborene Suzuki war im Laufe seines 73jährigen Lebens als Zoologe und Genetiker ein Wissenschaftler, als Fernseh- und Radiomoderator eine öffentliche Person und als Gründer der ökologisch ausgerichteten David-Suzuki-Stiftung ein globaler Aktivist für Umwelt und Klimaschutz. Diese Biographie macht ihn für viele Menschen glaubwürdig. Schon Ende der 1970er Jahre verwies er in seiner wöchentlich ausgestrahlten TV-Sendung ‚Die Natur der Dinge‘ auf das delikate Gleichgewicht des Erdklimas. Die Serie wurde in mehr als 80 Ländern ausgestrahlt und schuf global

ein Bewusstsein für das zerbrechliche Gleichgewicht auf dem Planeten Erde, mit dem die moderne Zivilisation so leichtfertig umgeht.

Jetzt, wenige Tage vor der für die Welt so entscheidenden Kopenhagener Klimakonferenz, nutzt der frisch gebackene Nobelpreisträger die Gunst der Stunde. „Wir verändern die Lebensbedingungen des Planeten. Und das passiert schneller, als alle dachten. Die Analysen im arktischen Eisschild haben ergeben, dass es einen solchen Anstieg von Kohlendioxid in den letzten 400.000 Jahren nicht gegeben hat. Im letzten Jahrzehnt ist der Anteil dieses Gases auf den Diagrammen regelrecht nach oben geschossen. Für jeden, der ein bisschen Grips hat und sich das ohne Vorurteile anschaut, liegen absolut eindeutige Beweise vor.“

David Suzuki ist sich nach 30 Jahren Umweltaktivismus bewusst, wie schmerzhaft langsam Veränderungsprozesse laufen. Und er vertraut längst nicht mehr nur auf fundierte wissenschaftliche Daten. Er will tiefer ansetzen, im Denken wie im Handeln. Hunderttausende von Kanadiern sind seinem Appell gefolgt und haben die eigene Regierung gedrängt, in Kopenhagen zum Vorbild zu werden. Am grundlegenden Wandel müssen alle mitwirken, sagt er. Und betont immer wieder, dass wir ein neues Welt- und Menschenbild brauchen, wenn die Krise bewältigt werden soll. „Wenn Leute sagen: ‚Ich habe Angst um die Zukunft des Planeten‘, dann antworte ich Ihnen ‚Quatsch! Um den müssen wir uns nicht sorgen. Der kann sehr gut ohne uns auskommen und hat das auch schon Milliarden Jahre lang geschafft, bevor wir aufgetaucht sind!‘“. Er macht unmissverständlich deutlich: „Wir als die Raubtiere an der Spitze der Nahrungspyramide sind es, die extrem gefährdet sind, denn wir sind abhängig von der lebenden Vielfalt. Wenn also jemand gefährdet ist, dann ist es nicht ‚die Erde‘, sondern vielmehr die Menschheit selbst!“

Sowohl als Wissenschaftler als auch in seiner journalistischen Arbeit ist er den Wurzeln und Folgen der Klimakatastrophe seit Jahrzehnten auf der Spur. Doch was ihn berührt, sind weniger die Zahlen, als vielmehr die immer öfter augenscheinlichen Tatsachen. Als er unlängst mit dem Flugzeug über seiner Heimat, der kanadischen Provinz British Columbia unterwegs war, stellte er entsetzt fest, dass sich die Nadelwälder von Horizont zu Horizont rot verfärbt hatten und kurz vor dem Absterben standen: „Die viel zu warmen Winter der letzten Jahre haben die explosionsartige Vermehrung der Borkenkäfer ermöglicht. Dadurch scheint auch die Vernichtung der letzten großen zusammenhängenden Wälder auf der Nordhalbkugel nur noch eine Frage der Zeit zu sein.“

Lange schon weist er als Fernseh- und Rundfunk-Mann darauf hin, wie delikat das globale Gleichgewicht auf dem Planeten ist und wie wenig wir noch über die ökologischen Folgen unseres Handelns wissen. Mit seiner ‚Erklärung der gegenseitigen Abhängigkeit‘ wies er schon in den 1980er Jahren darauf hin, dass die neuen wissenschaftlichen Einsichten einen fundamentalen Wandel des Weltbildes fordern. Wir müssen, so sagt er heute, die Haltung eines nur lokal und kurzfristig denkenden Säugetieres überwinden und endlich anerkennen, dass wir mit unserem Handeln die gesamte Erde verändern, die Vielfalt zerstören und an dem Ast sägen, auf dem wir selber sitzen. „Früher mussten wir uns nicht darum kümmern, was jenseits unseres Horizontes passierte. Und wenn wir als Stamm eine Landschaft

geschädigt hatten, dann zogen wir einfach weiter.“ Die Dramatik der Gegenwart besteht darin, dass unsere Politik und Wirtschaft immer noch so tut, als ließe sich die Haltung aus grauer Vorzeit fortsetzen, warnt David Suzuki: „Wer – wie ich – in Rio und Kyoto dabei war, weiß: Es ist nicht einfach umzudenken. Und es geht schmerzhaft langsam. Aber wir müssen es tun!“

Besonders wichtig ist ihm, dass die ‚Klima-Frage‘ nicht eine oberflächliche politische Antwort bekommt. Er will weit tiefer ansetzen und fordert Wirtschaft und Kultur auf, endlich zu begreifen, dass sich Ökonomie und Zivilisation den Gesetzen der Natur anpassen müssen. Sie dürften nicht weiter davon ausgehen, dass der Mensch sich von der Schöpfung lösen und alles machen könne, was er wolle. Dabei geht der Wissenschaftler und Journalist mit zunehmendem Zorn auf die ‚Spezialisten‘ los, die im Schlepptau der Öl- und Automobil-Industrie die stetig wachsenden Beweise für den schädlichen Einfluss des Menschen auf das globale Klima immer noch in Frage stellen. Und er mahnt auch seine eigenen Kollegen in der journalistischen Zunft, vor lauter ‚journalistischer Neutralität‘ nicht die Tatsachen aus den Augen zu verlieren und falsche Nachrichten zu verbreiten: „Wenn man mit dem Argument der Objektivität gegen 99 Prozent der globalen Klimaspezialisten einen Zweifler zu Wort kommen lässt, dann wirkt das auf die Öffentlichkeit so, als wären die Wissenschaftler sich noch gar nicht einig und der Handlungsbedarf stehe in Frage. Das darf nicht länger passieren.“

Heute, wenn ihm in Stockholm der Alternative Nobelpreis überreicht wird, will der Wissenschaftler, Journalist und Umweltaktivist den Delegierten zur Weltklima-Konferenz im Nachbarland Dänemark ein weiteres Mal deutlich machen, um wie viel es bei der Weltklimakonferenz geht. Aus der Stimme von David Suzuki spricht der Zorn, die Sorge – und die Hoffnung: „Wir müssen unseren CO<sub>2</sub>-Ausstoß unbedingt so weit reduzieren, dass sich das Klima in diesem Jahrhundert nicht um mehr als zwei Grad erwärmt. Das allein ist eine gigantische Aufgabe. Und wenn uns das nicht gelingt, dann wird auf diesem Planeten die Hölle los sein und es ist mehr als fraglich, ob die Biosphäre dann noch Bedingungen für uns Menschen bereit hält, mit denen wir überleben können.“ Wenn es um grundlegende Fragen geht, dann wird die Gestik des 73jährigen Aktivisten, Wissenschaftlers und Journalisten so intensiv und ausladend, dass man meint, er stemme sich mit seiner ganzen Körper- und Geisteskraft gegen die kommenden Krisen. Dann wird einmal mehr deutlich, dass es das Engagement für die zukünftigen Generationen ist, aus der er seine Kraft bezieht. Sie dürfen nicht auf dem Altar von kurzfristigem Gewinn und Konsum geopfert werden, sagt er mit der ganzen Autorität seines Alters. „Ich bin dabei weder Optimist noch Pessimist. Ich habe einfach Hoffnung. Und ich glaube, niemand hat das recht zu sagen, es sei alles zu spät und wir könnten nichts mehr tun. Das Gegenteil ist der Fall – gerade in diesen Tagen.“

*Geseko v. Lüpkke („Zukunftspioniere“)*